

## Die Kultur der Schnurkeramik

Ganz am Ende des Zeitabschnittes, den wir Jungsteinzeit nennen, tritt die Kultur der Schnurkeramik auf. Sie unterscheidet sich so stark von den anderen jungsteinzeitlichen Kulturen, daß man ihr früher gern eine besondere Rolle zugeschrieben hat. So wurde sie z. B. mit der Ausbreitung der indogermanischen Sprachen in Verbindung gebracht; man wollte in der Gesellschaft, die die Funde der Schnurkeramik hinterließ, ein indogermanisches Volk sehen. Dafür gibt es nicht den geringsten Beweis. So kann man sie heute, wie die anderen Kulturen auch, nur beschreibend darstellen und das Besondere eigens hervorheben.

Dieses Besondere zeigt sich schon darin, daß die Funde anders verbreitet sind als die anderer Kulturen. Zwar gibt auch das „Altsiedelland“ fruchtbarer Ackerböden Funde der Schnurkeramik her, häufiger sind sie aber in waldigen, bergigen Regionen, wo die Funde älterer Kulturen fehlen. Außerdem ist die Schnurkeramik in großen Teilräumen ganz unbekannt.

Auch in Baden erscheint sie nur in zwei Gebieten, im Neckarmündungsraum und an der Tauber, die über Unterfranken und Starkenburg zu einer Fundlandschaft vereinigt sind. Im übrigen Baden fehlt die Schnurkeramik, zwei einzelne Fundorte im Hegau und am Kaiserstuhl scheinen eher zur schweizerischen Gruppe der Kultur zu gehören.

Eine weitere Besonderheit der Kultur, in Baden wie den meisten anderen Teilgebieten, ist die, daß wir praktisch die Siedlungen nicht kennen, wohl aber Gräber. Das widerspricht eigentlich aller Wahrscheinlichkeit, da man meinen sollte, Reste eines soliden Hauses oder gar Dorfes sollten leichter aufzufinden sein als ein Grab. So kann man sich nur denken, das es bei den Menschen dieser Kultur eben keine soliden Häuser oder Dörfer gab. Und tatsächlich scheint die einzige etwas besser bekannte Siedlungsstelle der Schnurkeramik in Baden, vom Atzelberg bei Ilvesheim, das zu bestätigen.

Umgekehrt waren die Gräber in der Mehrzahl besonders solide gebaut. Zwar gab es das einfache Flachgrab, eine Grube, in der der Tote mit angehockten Beinen auf der Seite lag, meist von Ost nach West ausgerichtet, mit den beigegebenen Steingeräten und Tongefäßen an den freien Stellen des Grabraumes. Aber oft wurde über dem so hergerichteten Grab oder über dem auf ebener Erde niedergelegten Toten ein Grabhügel von mehreren Metern Durchmesser und etwa einem Meter Höhe errichtet. Die Sorgfalt, die man dem Toten angedeihen ließ, scheint in einem ganz charakteristischen Gegensatz zu stehen zu der mangelnden Sorgfalt, die man offensichtlich auf die Wohnungen verwendete.

Für uns hat das einen weiteren Nachteil. Wir können nun die Kulturleistungen jener Menschen nur nach dem beurteilen, was sie ihren Toten ins Grab mitgaben. Wir sehen, daß sie sich da an ganz bestimmte Gewohnheiten hielten, und erhalten daraus die Gewißheit von der Gültigkeit eines Gewohnheitsrechts der Toten. Aber dieses überliefert uns nur einen kleinen Teil dessen, was man im täglichen Leben besaß. Immerhin zeigte aber der Siedlungsplatz Atzelberg nur bei den aus Knochen gefertigten Geräten Dinge, die es in den Gräbern nicht gab. So haben wir nur wenige charakteristische Gegenstände zur Beschreibung der Kultur; sie aber tauchen mit einer Regelmäßigkeit auf, daß man sie als Typen bezeichnen kann.

Am geläufigsten ist ein meist schlanker Topf mit leicht bauchigem Unterteil und einem Oberteil mit ausbiegendem Rand („Becher“) (Abb. 1 u. 2). Er ist auf dem Oberteil mit horizontalen Linien verziert, die durch das Abdrücken an der gedrehten Schnur entstanden sind (daher: „Schnurkeramik“!). Aus Schnurabdrücken können auch andere Muster hergestellt sein, etwa hängende oder stehende Dreiecke, schräg schraffiert mit Schnurabdrücken. Andere „Becher“ tragen horizontale Reihen wechselnd schräg gestellter Kerben („Fischgräten“) oder Leisten. Immer ist die Verzierung allein auf dem Oberteil des Gefäßes angebracht, nur bei einigen Stücken des Taubergebietes ist auch einmal der bauchige Unterteil verziert.

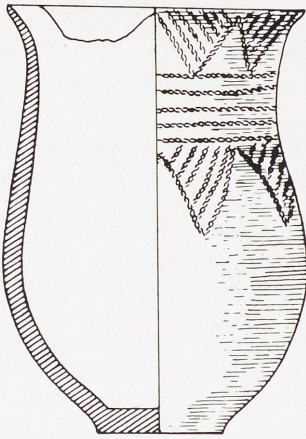


Abb. 1: Schnurverzierter Becher. Mannheim, Stadtteil Wallstadt, Strassenheimer Hof

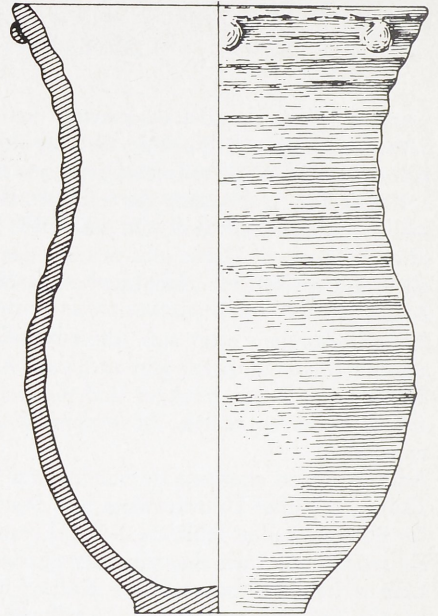


Abb. 2: Leistenverzierter Becher. Ilvesheim, Ldkrs. Mannheim, Kiesgrube Back.

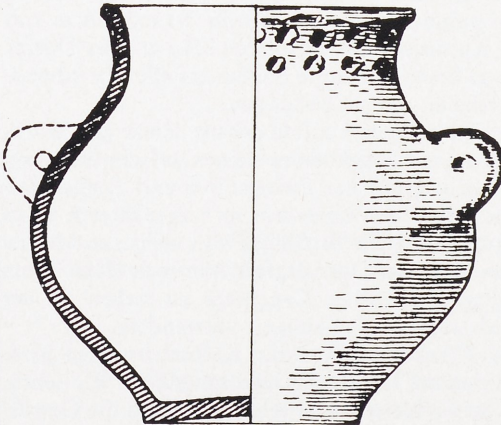


Abb. 3: Amphore. Mannheim, Stadtteil Sandhofen.

Seltener ist ein großes, stark bauchiges Gefäß mit sehr kleiner Standfläche und ebenso engem Hals, das auf dem Bauch zwei einander gegenüberstehende Henkelösen trägt („Amphore“) (Abb. 3). Auch dieses Gefäß kann oberhalb der Henkelösen mit horizontalen, vertikalen oder zu Mustern kombinierten Schnurabdrücken verziert sein, gelegentlich auch mit einfach eingeritzten Bündeln von Strichen; auch Fingertupfen und Kerben kommen als Verzierung vor.

Von anderen Gefäßformen gibt es vereinzelt kleine offene Näpfe oder Schälchen. Sie zeigen an, daß noch andere Gefäße gebraucht wurden, sind aber nicht so häufig, daß man von weiteren für die Schnurkeramik allein typischen Formen sprechen könnte.



Im Grab gibt es weiter Steinbeile von rechteckigem Umriß und Querschnitt, bei denen häufig einzelne Teilflächen durch Schliff herausgehoben sind (Facetten). Sie sind meist klein und gut gearbeitet (Abb. 4 a, b).

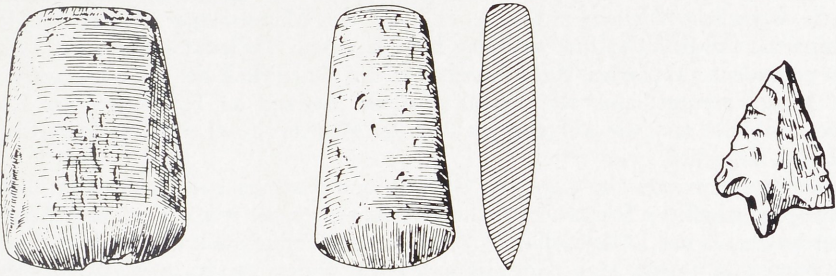


Abb. 4: Beile aus Felsgestein, Pfeilspitze aus Feuerstein. a.) Tauberbischofsheim. b.) Heddeshcim, Ldkrs. Mannheim. c.) Ilvesheim, Ldkrs. Mannheim „Atzelberg“.

Nicht selten werden einfache, nur wenig bearbeitete mittelgroße Feuersteinklingen mitgegeben. Ganz selten im Grab sind Feuersteinpfeilspitzen dreieckiger Form mit einem Stiel für die Schäftung (Abb. 4 c). Sie kommen in Baden am Atzelberg vor.

Fast nie ist in Baden im Grab zusammen mit anderen Formen die „Streitaxt“ aus Stein gefunden worden, nach der man Teilgruppen der Schnurkeramik auch als „Streitaxtkulturen“ bezeichnet hat (Abb. 5). Es ist eine aus Stein gehauene und sehr fein mit Facetten überschlossene Axt mit sehr engem rundem Schaftloch, die wegen ihrer „eleganten“ Form ungeeignet für den Gebrauch als Werkzeug schien. Aber auch als Streitaxt wirkt sie mit dem kleinen runden Schaftloch nicht gerade überzeugend. Vielleicht war sie überhaupt nicht zu praktischem Gebrauch bestimmt, sondern eher symbolische Grabbeigabe.

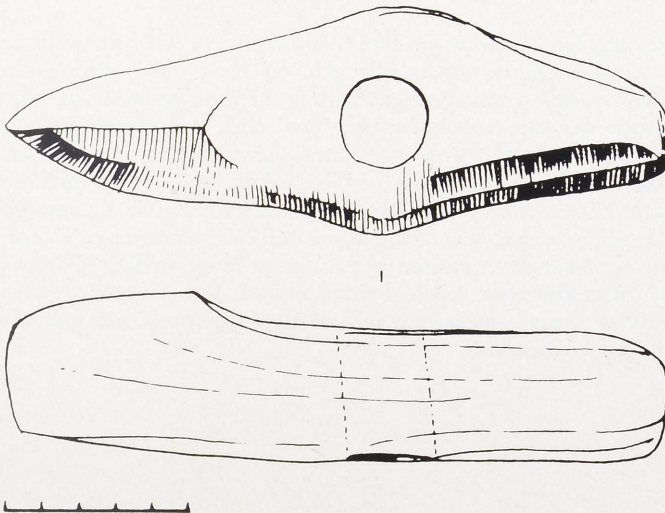


Abb. 5: „Streitaxt“ aus Felsgestein. Heppenheim, Ldkrs. Bergstraße.

Ganz sicher keinen praktischen Zweck hatten ähnliche Äxte aus Kupfer, z. T. mit Kupferstiel, wie eine im nördlich anschließenden Starkenburg gefunden wurde. Bei ihr ist das Mißverhältnis von schwerem Axtkörper und dünnem Stiel noch viel größer als bei den steinernen Äxten. Kupfer ist sonst in der Schnurkeramik selten, nur einfache kleine Drahtringe kommen vor. Das ist umso auffälliger, als frühere jungsteinzeitliche Kulturen, etwa die bayerische Altheimer Kultur und die der Michelsberger Kultur zeitgleiche schweizerische Cortaillodkultur, kupferne Beile kannten. Vielleicht stammt ein Teil der einzeln gefundenen kupfernen Beile Badens von der Gesellschaft der Schnurkeramik. Damit ist der geringe, aber sehr charakteristische Bestand an Fundtypen der Kultur skizziert. Es bleibt noch die Aufgabe, ein Bild der Menschengesellschaft zu entwerfen, die diese Dinge hinterließ.

Nach den Beobachtungen der Lage von Gräbern und Siedlung kann man sagen, daß die Menschengesellschaft der Schnurkeramik in Gebieten lebte, die weniger gut zum Ackerbau geeignet waren als das „Altsiedelland“, das von der Bandkeramik bis zur Michelsberger Kultur bevorzugt wurde. Man muß also eine etwas anders gerichtete Wirtschaft gehabt, etwa mehr Kleinviehzucht oder gar Jagd betrieben haben. Die leichtgebauten Siedlungen dürften nur kurze Zeit bestanden haben, so daß man mit häufigem Siedlungswechsel rechnen muß. Die Gräber liegen selten in größeren Gruppen, auch das spricht gegen eine starke Sesshaftigkeit. Andererseits bemerken wir im Grabhügelbau Gemeinschaftsleistungen, denn es hat sicher einer größeren Zahl von Menschen bedurft, um den Grabhügel für den einen Toten zu errichten. Und wir dürfen hinzufügen, daß man hier ein Denkmal beabsichtigte, mit dem die Erinnerung an den Toten bei den Lebenden wach gehalten werden sollte.

Wir haben uns also eine Gesellschaft mit einer Organisation vorzustellen, die eine gewisse Beweglichkeit bei begrenzter Gruppengröße forderte. Wir bemerken Zeichen enger Verbindung innerhalb der Kleingruppen einer Region, die sich in der recht strengen Einhaltung der Bestattungssitten und der Einförmigkeit der Keramik ausdrückt. Sie bestand auch über die Grenzen der Region hinaus. Das beweist etwa die Ähnlichkeit der nordbadisch-südhessischen Gruppe mit der mitteldeutschen einerseits, der böhmischen oder nordhessischen andererseits. Die Unterschiede von Region zu Region sind aber in Einzelheiten auch wieder so stark, daß die Regionalgruppen ein bedeutendes Eigenleben gehabt haben sollten.

Über die Entstehung der schnurkeramischen Kultur ist man sich heute nicht mehr so sicher wie noch vor wenigen Jahrzehnten. Wir glauben nicht mehr, daß einfach ein neues „Volk“ einwanderte, die ansässige Bevölkerung verdrängte und sich an deren Stelle setzte. Wir können uns eher vorstellen, daß aus Teilen der einheimischen Bevölkerung, also der Michelsberger Kultur, entweder durch Zuwanderung von außen oder durch ständigen Kontakt mit Nachbarn eine neue Gesellschaft und Kultur, eben die der Schnurkeramik, erwuchs. Warum und wo die neuen charakteristischen Kulturmerkmale entstanden, wissen wir nicht. Es mag sein, daß sie sich im Zusammenhang mit der veränderten Wirtschaft bildeten. Aber dann müssen wir die neue Frage stellen: Warum gab man die vergleichsweise fortgeschrittene Ackerbauernwirtschaft der Jungsteinzeit auf zugunsten einer Mischwirtschaft die mit geringerer Sesshaftigkeit gekoppelt war und sehr viel primitive Züge zu tragen scheint?

E. Sangmeister